

Stadtleben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **11 (2004)**

Heft 126

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jugendkultur in der Fankurve + + **Wie die Choreos
arrangiert, wann die Petarden gezündet werden und
welche Fragen offen bleiben** + + Sechs Präsidenten
aus Mitteleuropa kommen zum Gipfeltreffen und zu den
Stadtwahlen folgt das Letzte in Kürze + + **Ausserdem:
Post aus Bloomberg-City, Stadtmensch Venanzoni und
ein Stadtschreiber im Schleichschritt**

STADTLIBEN



Beschriftete Stadt 1
Bild: Florian Bachmann



26

Aktive und laute Fankurven gehören für das moderne Publikum zum Erlebnis Fussball. Selbst das Fernsehen zeigt originelle Inszenierungen gerne. Doch unter «Fankultur» verstehen nicht alle das Gleiche. Anfang dieser Saison haben sich St.Galler Fussball-Anhänger in einem neuen Dachverband organisiert. Mitmachen dürfen alle, denen eine aktive Fankurve am Herzen liegt. von Daniel Kehl



Das Espenmoos im Herbst 1977: «Kein aufmunterndes Hopp Sangalle, kein Trompetenstoss, keine Kuhglocke, kein Transparent, keine Schlachtgesänge, keine skandierten Namen, nichts, fast nichts.» – Nach dem 2:2 des FC SG gegen Servette war der St. Galler Sportjournalist Peter Wyrsch bitter enttäuscht über das Publikum, das die eigene Mannschaft trotz begeisterndem Spiel nicht unterstützt hatte:

«Der St. Galler Fussball-Fan ist gar kein echter Fan. Der Ostschweizer Anhänger ist ein stiller, biederer, allzu kritischer Zuschauer.» Wyrsch war kurz zuvor tief beeindruckt aus London zurückgekehrt. «Da wurde gebrüllt, gestampft, gesungen.»

Die Fans von Crystal Palace, die selbst einfachste Spielzüge auf offener Szene mit Applaus bedacht hatten, waren dem St.Galler ans Herz gewachsen. Sein Wunsch für St.Gallen: «Etwas englisches Temperament auf den Rängen.»

Aber irgendwie schien auch der Journalist selbst nicht recht daran zu glauben: «Ob sich wohl keiner getraut den Anfang zu machen? Oder ist der St.Galler wirklich so ein trockener Bürger, der nicht aus sich herausgehen kann?»



Bild: Leo Bösigler

Choreos mit dreissig Helfern

Englands Premier League heute? – «Keine Stimmung, alles sitzt, und wenn du doch aufstehen willst, droht dir ein Steward sofort mit dem Rausschmiss», sagt Sacha Gämperle, 27-jährig und Präsident des St.Galler Fan-Dachverbands. Gämperle, der selbst keinem Fanclub angehört, reist seit vier Jahren kreuz und quer durch Europa. Als «Groundhopper» sammelt er Fussballspiele und hat bereits Stadien in 34 verschiedenen Ländern besucht. Im Espenmoos steht er bei den Familien und älteren Fans im Sektor Blau. Gämperle hat an der HSG das Studium in Medien- und Kommunikationsmanagement abgeschlossen und hält nichts von einem Sitzplatz im Stadion. «Fantechisch ist Stehen das A und O für die Stimmung, auch im neuen Genfer Stadion ist ein Teil der Sitze im Fansektor wieder abmontiert worden.» Der Fifa-Präsident Sepp Blatter habe eben nichts von Fankultur verstanden, wenn er frage: «Warum wollen Fussballfans unbedingt stehen, in der Oper sitzt man doch auch?»

Ende Juli machte sich Gämperle mit gut neunzig FCSG-Fans auf den Weg ans Auswärtsspiel in Schaffhausen. Neun Stunden brauchten sie

für die Reise, ab Romanshorn mit dem Schiff bis mitten in die Schaffhauser Altstadt. Mit von der Partie war auch der 22-jährige Jus-Student Pascal Bruderer, Präsident der «Green Fires», der momentan auffälligsten St.Galler Fangruppe. Gut dreissig Männer und eine Frau gehören zu den «Fires», wie sie sich selbst nennen. Es ist nicht einfach, Mitglied zu werden. Eine der Voraussetzungen: Mindestalter sechzehn, der Besuch möglichst vieler Heim- und Auswärtsspiele, das Bestehen der Probezeit. Bruderer: «Wir nehmen nicht jeden. Wir wollen wissen, ob er zu uns passt.»

Immer wieder gelingen aussergewöhnliche Inszenierungen: Beim Zehnjahres-Jubiläum diesen Frühling verhüllten die «Green Fires» die ganze St. Galler Südkurve auf einer Breite von fünfzig Metern mit riesigen Plastikbahnen, auf denen Szenen aus dem Leben eines Fans aufgemalt waren. Applaus gabs selbst von der St.Galler Haupttribüne. Früher hätten sie die «Choreos» oft zu dritt vorbereitet, heute helfen bis zu dreissig Leute mit, auch solche von anderen Fangruppen, erzählt der 23-jährige Dani Torgler, HSG-Student und Choreo-Verantwortlicher der «Green Fires», der die aufwendigen Inszenierungen mit Fahnen,

Manche Leute kaufen sich von dem Geld, das sie nicht haben, Sachen,

Postkarten
Taschen
Rucksäcke
Kerzen
Tücher
Geschenkartikel
Erfreuliches
Nützliches
Originelles

Spätis Boutique

Spätis Boutique GmbH
Spisergasse 24
CH-9000 St.Gallen
Tel. 071 223 85 35
Fax 071 223 14 06

die sie nicht brauchen, um Leuten zu imponieren, die sie nicht mögen

Lernwege

- **Übersetzerschule**
berufsbegleitend, praxisnah
- **Deutsch für Anderssprachige**
- **Tages-Diplomschulen**
Handel, Touristik
- **Internationale Sprachdiplome**
- **Sprachkurse**
- **Einzelunterricht**
- **Firmen- und Gruppenkurse**

Verlangen Sie unsere Programme.



Handels- und Dolmeterschule St.Gallen
Hodlerstr. 2, 9008 St.Gallen, 071 245 30 35, www.hds.ch
EDUQUA-zertifiziert



Klassische Tragödie



Nicht nur im Theater und im Konzert gibt es den einen atemberaubenden Augenblick, in dem die Zeit ganz für Dich allein stehen bleibt. Seit 125 Jahren schenkt uns der FC SG grosse Momente und zeigt Spitzenfussball auf dem Rasen, der die Welt bedeutet. Was 1879 begann, tragen heute über 8000 Ostschweizer Aktionärinnen und Aktionäre in die Zukunft.

Es ist ganz einfach, Teil der Legende zu werden: Unter www.fcsg.ch gibt es schnell und bequem Tickets für das nächste Meisterschaftsspiel. Weniger schnell und bequem wird es auf dem Rasen zugehen – wie in jeder klassischen Tragödie steht ein zähes Ringen vor jedem Sieg.

04.09.04	17.30 Uhr	FC SG – FC SG All Stars
22.09.04	19.30 Uhr	FC SG – Servette FC
02.10.04	19.30 Uhr	FC SG – FC Zürich

www.fcsg.ch

Transparenten, Papierschnipseln koordiniert. Ideen werden an den regelmässigen Treffen im Vereinslokal in der St.Galler Innenstadt gesammelt, gemalt werden die Riesentransparente auf leerstehenden Industriearealen.

Vorsichtig «ultra-orientiert»

Auswärts treten die Fans spürbar aggressiver auf als im Espenmoos. In Schaffhausen verlief die «Pyroaktion» nicht nach Plan – brennende Fackeln flogen bis in den Strafraum, Torhüter Razzetti musste das eigene Tor verlassen und Trainer Peischl redete während des Spielunterbruchs beruhigend auf den Fanblock ein. Bruderer dazu knapp: «Wir haben die Sache intern geregelt, das kommt nicht mehr vor.» Pyroshows sind vom Schweizer Fussballverband aus Sicherheitsgründen nicht erlaubt. Deshalb ziehen die Fans oft Kapuzen an und zünden Feuerwerk zusammen mit Rauchpetarden an, damit sie von den Sicherheitsdiensten nicht überführt und mit Stadionverboten bestraft werden können. Bruderer argumentiert: «Wenn wir uns nicht verstecken müssten, könnten wir die Fackeln kontrollierter abbrennen.»

Auch hier der Unterschied: An den Heimspielen werden kaum mehr Feuer gezündet, auswärts werden sie aber umso zahlreicher in den Gästesektor geschmuggelt und bilden einen wichtigen Teil des optischen Supports. Selbst Fussballfunktionäre erliegen dem Reiz der bengalischen Lichter. Nach dem Spiel in Neuenburg habe der St.Galler Sportchef Andi Egli gratuliert: «Sah geil aus!» Sion-Präsident Constantin, der mit dem Fussballverband im Streit war, habe die Fans sogar aufgefordert, beim ersten Spiel nach der Sittener Sperre etwas zu inszenieren: «Zeigt ihnen, dass das Wallis brennt!»

Die beiden Vertreter der «Green Fires» sind fasziniert von der Atmosphäre in italienischen Stadien. «Das Stadtderby in Genua. Zwanzigtausend, die im Takt hüpfen, das Stadion geteilt. Abartig!» Das Feuer gehöre dort selbstverständlich mit dazu. Die gefährlichen Fackeln werden in Fanshops für zehn Franken verkauft. Italienische «Ultras» sind bekannt für ihre Choreografien und damit mittlerweile auch Gradmesser für die Fankurven in ganz Europa. Berüchtigt sind sie aber auch wegen der oft rassistischen Gesänge und der Gewalt gegenüber anderen Fans. Torgler und Bruderer bezeichnen sich selbst vorsichtig als «ultra-orientiert». «Es gibt keinen Rassismus mehr in Schweizer Stadien», behauptet Bruderer. Torgler verteidigt die Gewohnheit der Fans, verhasste Spieler des Gegners wie Cantaluppi oder Comisetti in Sprechchören als schwul zu bezeichnen. «Eine Fankurve darf doch nicht freundlich und politisch korrekt sein – der Gegner muss spüren, dass er nicht zu Hause spielt.»

Unter einem Dach

Auf diese Saison hin gründeten aktive FCSG-Fans den «Dachverband 1879», dessen Mitglieder mit dem Jahresbeitrag von dreissig Franken vor allem die aufwendigen Choreografien finanzieren. Daneben strebt der Dachverband «eine Verbesserung der Kommunikation der Fans untereinander» an. Bereits sind über 180 Mitglieder eingeschrieben, monatlich soll im Restaurant Espenmoos ein Treffen stattfinden. Für das Eröffnungsspiel gegen YB hatten die St.Galler Fans eine Choreo mit 2000 Wurfrollen vorbereitet und beim FCSG-Sekretariat angemeldet. Als der Linienrichter die Rollen sah, fragte er, was das soll. Dafür brauche es eine Bewilligung aus Bern. Torgler: «Wir erklärten ihm, dass 30 bis 40 Leute von uns das Papier in zwei bis drei Minuten auf dem Platz zusammenräumen würden und er hatte nichts mehr dagegen. Schliesslich haben die Leute vom Verein kalte Füsse bekommen und die ganze Aktion eine Stunde vor dem Anpfiff abgeblasen. – Wir blieben auf Wurfrollen für tausend Franken sitzen.» Beim nächsten Auswärtsspiel in Zürich entrollten St.Galler Fans ein Transparent, das sich an die Offiziellen des Fussballverbands richtete: «Wir scheissen auf EURE Fankultur.»

Trainer und Vereinsvertreter betonen immer wieder, wie wichtig die Unterstützung der Mannschaft ist – gerade an Auswärtsspielen. Doch in den engen Gästesektoren prallen völlig unterschiedliche Fanwelten auf

einander und Fans des selben Vereins gehen sich gegenseitig auf den Geist: Ältere Herren nerven sich über die Pogo-Tänze, Bierduschen und Kiff-Exzesse der Jungen. Eltern wollen ihren Kindern die ordinären und primitiven Fan-Lieder («Finger aus dem Arsch») nicht länger zumuten und distanzieren sich gegenüber der «ultra-orientierten» Fanszene. Doch ohne die «Green Fires», die «Jokers» und die «Green-Flash» läuft nichts. Sie sorgen für Stimmung und singen neunzig Minuten durch, angetrieben von einem Einpeitscher mit Megaphon. Sie nehmen Ferien, um Fahnen und Transparente zu malen. Sie reisen auf die Färöer-Inseln und nach Mazedonien, um den FCSG im Europacup zu unterstützen. Die schönste St.Galler Choreo? – Für Groundhopper Gämperle die 290 Gemeindewappen aus den Kantonen St.Gallen, Thurgau und Appenzell beim Auswärtsspiel in Wil, die plötzlich umgedreht und zu einem grünweissen Meer wurden: eine Region, ein Verein! Der neugegründete St.Galler Fan-Dachverband soll auch das Verhältnis zwischen Klub und der Südkurve verbessern. Keine Berührungängste kannte Andi Egli, auf den die Fanvertreter auch nach seinem Weggang nichts kommen lassen. «Der hatte Herzblut. Er hat unsere Choreos immer sofort bewilligt und uns sogar am Fan-Hallenfussballturnier besucht.» Ein anderes Mitglied des Vereinsvorstands habe sie auch schon als sozialen Abschaum betitelt, berichtet «Green-Fires»-Präsident Bruderer.

Gespanntes Verhältnis zum Club

Es war an einem Spiel der Abstiegsrunde vor eineinhalb Jahren, als der Ruf der treuen und friedlichen St.Galler Fankurve ziemlich ruiniert und der Graben zwischen Klub und Anhänger offensichtlich wurde. Nach einer Niederlage in Kriens mussten sich Sicherheitskräfte zwischen Fans und St.Galler Mannschaft stellen, weil sie nach verbalen («Ihr seid euer Geld nicht wert») auch tätliche Übergriffe befürchteten. Nachher hatten die unzufriedenen Fans auch noch den Mannschaftsbus blockiert. Der Vorfall sei völlig aufgebauscht worden, sagen die Fan-Vertreter heute dazu. «Für uns wurde die Spannung immer grösser, wir wollten die Spieler mit einem symbolischen Akt aufrütteln.» Schliesslich stellten sich Trainer Peischl und Captain Wolf den Vorwürfen der Fans und der Car konnte doch noch losfahren.

Nach dem Spiel gegen Luzern erhielten neun St.Galler Fans Stadionverbote, weil sie die Anweisungen der Polizei nicht befolgt hatten, als diese die Fangruppen auf Distanz halten wollte. Dann kam es nach der Cup-Niederlage des FCSG gegen den FC Wil diesen Frühling vor dem Stadion und am Bahnhof sogar zu Massenschlägereien zwischen den beiden Fangruppen. «Rund 50 St. Galler und auch einzelne St. Gallerinnen – Lehrlinge, Kantonsschüler, Berufstätige – versuchten den Zug zu stürmen. Einzelnen gelang dies. Wieder Pfefferspray, Schlägereien im Zug, Leute, die aus dem Zug sprangen», schilderte der Reporter des St.Galler Tagblatts. Die Polizei sprach von einer «spürbaren grossen Gewaltbereitschaft der Fans beider Vereine.» Über ihre Rolle bei den Ausschreitungen möchten die Vertreter der «Green Fires» nicht reden. Erklärungen dafür haben sie gleichwohl: «Das war nicht organisiert, nach der Niederlage waren Emotionen da, dann spielte die Solidarität innerhalb der Fan-Gruppe eine Rolle, als es eskalierte.»

Die jetzige Annäherung zwischen Fans und Club – erste Gespräche mit Dieter Fröhlich, dem Präsidenten des FCSG-Verwaltungsrats haben stattgefunden – bedeutet allerdings nicht, dass Kritik nicht mehr lautstark geäussert würde: «Auswärts in Blauweiss, was soll dieser Scheiss?» ärgerten sich die Fans gegen Xamax mit einem zehn Meter langen Transparent über die Farbe der neuen St.Galler Auswärtstrikots. Und als die Spieler den Rasen betraten, entrollten die Fans ein zweites Transparent: «Nur Grünweiss macht uns heiss!»

Daniel Kehl, 1962, lebt in St. Gallen und besucht regelmässig Heim- und Auswärtsspiele des FC St. Gallen.

K6 AUF DEM KAMOR

Am 18. September treffen sich auf der Appenzeller Bergspitze Kamor die Präsidenten der sechs kleinsten Gemeinden Mitteleuropas. Initiiert haben das Gipfeltreffen allerdings weder eine Regierung noch eine private Organisation. Hinter der Idee steckt das Atelier für Sonderaufgaben der Künstler Frank und Patrik Riklin mit ihrer Strategie unüblicher Gemeinschaften. Ein Zwischenbericht vor dem grossen Tag.

von Kaspar Surber

Ein wenig erinnert der alte Mann, der zu später Stunde durch die Ruinen führt, an Jacques Chirac: Zumindest von der Statur her. Und liegt da nicht auch etwas Staatsmännisches in seiner Stimme? Auf alle Fälle sei es ihm ein persönliches Anliegen, dass die alte Kirche restauriert werde, führt er aus. – Sein junger Begleiter unterbricht ihn: «Monsieur Saint-Vanne, wir haben da etwas für Sie.» Der Mann setzt sich auf eine Bank, zieht vorsichtig einen Brief aus dem Couvert: «Einladung ans kleinste Gipfeltreffen der Welt», steht darauf geschrieben. Monsieur Saint-Vanne liest. Dann schweigt er lange Minuten, bekommt feuchte Augen. Die Filmaufnahme bricht ab. Charles Saint-Vanne, 67, ist Präsident von Ornes in der Lorraine, der kleinsten politischen Gemeinde Frankreichs. Einwohnerzahl: Sechs.

In Ornes nimmt das kleinste Gipfeltreffen der Welt seinen Anfang. Aber auch in Reussenköge in Schleswig-Holstein (362 Einwohnerinnen und Einwohner), in Gramais im Tirol (53), in Planken im Fürstentum (365), in Corippo im Tessin (22) und in Morterone in der Lombardei (27). Allesamt nämlich sind sie die kleinste Gemeinde ihres Landes. Genau dorthin sind die Künstler Frank und Patrik Riklin aufgebrochen. Durch die Hintertür sind sie gekommen, wie man in der Stadt sagt. Aus dem Wald, wie es auf dem Dorf heisst. Behutsam näherten sie sich den Dörfern an, haben mit ihrer Kamera das alltägliche Leben eingefangen. Irgendwann klopfen sie beim Gemeindepräsidenten an und baten ihn, in der Dämmerung auf einem Spaziergang das Dorfleben aus seiner Sicht zu erläutern. Der Entschluss der Künstler, die sechs kleinsten Dörfer in Mitteleuropa auf einem Berg in der Ostschweiz zusammenzubringen, hatte sich gefestigt. Auf einem Hochsitz, in einem Schacht, an einer Kreuzung, auf einem Kirchturm, in einer Windmühle, in der Ruine war es dann soweit: «Herr Präsident, wir haben da etwas für Sie.»



Planken (Fürstentum Lichtenstein), 365 Einwohner



Reussenköge (Deutschland), 362 Einwohner

Bilder: Atelier für Sonderaufgaben



Ornes (Frankreich), 6 Einwohner

Unübliche Gemeinschaften

Zwei Jahre bereits ist das her. Den Weg, der zur aussergewöhnlichen Begegnung führte, haben die Riklins allerdings schon viel früher eingeschlagen. Dieser Eindruck jedenfalls entsteht, wenn die Zwillingbrüder aus ihrem bisherigen Schaffen erzählen; vorläufig endend mit erwähnten Filmaufnahmen, ausgehend von ihrer Jugendzeit. Vor den städtischen Discotheken sind sie rumgestanden, stundenlang, weil sie die Begegnungen der Nachtgestalten vor der Tür weit mehr interessierte als die Party dahinter. Zu Wanderungen quer durch die Stadt sind sie aufgebrochen, durch Keller und Hinterhöfe, nur ja nie dem Weg entlang. Davon inspiriert entwickelte sich ihre künstlerische Strategie: Die Schaffung unüblicher Gemeinschaften.

«Eine Stunde Lebenszeit» hiess 1999/2000 ein erstes Projekt. In Berlin, St.Gallen und Kreuzlingen zogen sie mit dem Leiterwagen los und filmten 99 Leute bei ihren Tätigkeiten: Blumengiessen, Treppenwischen, Handorgelspielen. Weil die Handlung genau dokumentiert sein wollte, mussten die Passanten mithelfen – sogenannte Setmannschaften wurden gebildet. 2001/2002 folgten «Videoszenen», darin winken sich einander unbekannte Menschen freundlich zu. Wenig später wurde «Freunde &



Gramais (Oesterreich), 53 Einwohner

Gäste» ins Leben gerufen, eine Bar im eigenen Atelier für Sonderaufgaben im St.Galler Lagerhaus, wo sich Donnerstag für Donnerstag gemäss Statut höchstens zwölf Menschen treffen. Ziel, im besten Fall: Dass sich Leute kennenlernen, die beruflich, sozial aus allen Himmelsrichtungen kommen. Blosser Nachbarschaftshilfe ist das alles nicht: «Unübliche Gemeinschaften sind in einer geregelten Gesellschaft wie der unseren im besten Sinn subversiv», erklärt Frank. «Sie stellen bestehende Abläufe in Frage, eröffnen neue Denkmöglichkeiten.» Und fügt verschwörerisch an: «Eine Zusammenarbeit ist nie auszuschliessen.» Jetzt also: Das Gipfeltreffen.

Auf zum Gipfel

Johannes Volquardsen wird mit dem Flugzeug aus Deutschland anreisen. Claudio Scettrini steigt im Tessin ins Postauto. Michael Fasser in Österreich in seinen Privatwagen. Gaston Jehle schwingt sich im Liechtensteinischen auf sein Velo. Auf Palmino Invernizzi wartet in Italien ein Taxi. Auf Charles Saint-Vanne in Frankreich gar ein Helikopter. Schliesslich soll es werden wie bei den Grossen: Übernachtung im Hotel, Fahrt auf den Gipfel. Gemeinsames Picknick. Hissen einer eigenen Fahne. «Einen Anlass zum Treffen gibt es nicht. Der Anlass ist der Anlass selbst», sagt Patrik. Diese Anlage des Projektes hat bis jetzt ver-



Morterone (Italien), 27 Einwohner



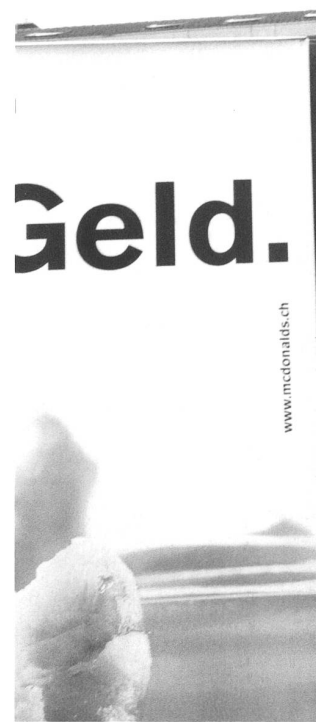
Corippo (Schweiz), 22 Einwohner

hindert, dass die Protagonisten zu blossen Darstellern wurden, im Gegenteil: Die Einladung hat in jedes Dorf Bewegung gebracht. Der italienische Gemeindepräsident lud seine Frau zum ersten Mal an ein Essen mit dem gesamten Gemeinderat ein. Der Deutsche wiederum – seine Gemeinde setzt auf Windenergie – denkt fortschrittlich und hat einige Ideen für die sechs Gemeinden versprochen. «Es muss überhaupt nichts beschlossen werden am Treffen», sagt Patrik, «aber dass im Treffen der Kleinsten einiges an Potential steckt, liegt auf der Hand.»

Klar ist nur: Der angefangene Film soll fertig gestellt werden. Kamerteams begleiten die Präsidenten auf ihrer Reise. Mit einer Ausstellung und mit der Vorführung der Aufnahmen soll das Gipfeltreffen zurück in die Dörfer kommen. Ansonsten ... – «Wir lassen uns überraschen», sagen die Zwillinge in ihrer einnehmenden Art. Kein schlechtes Stichwort auch für die Bewohner der Region: Vielleicht trifft der eine oder andere am 18. September tatsächlich einen pedalenden oder einen fliegenden Präsidenten. Falls ja, unbedingt ins Gespräch kommen. Sie wissen schon: Unübliche Gemeinschaften bilden.

Fortsetzung folgt:

Im Rahmen der Präsidentennummer im Oktober wird Saiten die Fährte der sechs Gemeindepräsidenten aufnehmen und über das kleinste Gipfeltreffen der Welt berichten. Auch wir sind mächtig gespannt.



DAS LETZTE IN KÜRZE

32 Wahlkampfthema Sicherheit

Er ist eher flau, der Wahlkampf um die Sitze im St.Galler Gemeinderat. An Themen würde es zwar nicht fehlen. Wer Inspiration braucht, könnte sich zwischen Foto Hausamann und Büro Markwalder auf den Bahnhofplatz stellen. Vor sich hätte man den hässlichen VBSG-Pavillon, der durch ein Provisorium ersetzt wird. Ärgern könnte man sich auch, dass die Neugestaltung des Bahnhofplatzes weiterhin nicht vom Fleck kommt. Doch bis zu derart grundsätzlichen Überlegungen muss es gar nicht gehen. Grad vor einem finden sich ein paar Plastikboxen und ein Besen, der Versuch zur ordnungstechnischen Selbsthilfe der Punks, der einzigen Gruppe, die sich offenbar auf dem Bahnhofplatz wohl fühlt. Gegen sie wird schon länger Stimmung gemacht. Gewerbler im Umkreis des Bahnhofplatzes sammelten 250 Unterschriften und jammerten, dass sie wegen der «oft betrunkenen und aggressiven Hundehalter» markante Umsatzeinbussen hinnehmen müssten. Nicht mehr lange, wenn es nach dem Stadtrat geht. Die Störenfriede vor dem Sitz von St.Gallen Tourismus könnten bald von der Bildfläche verschwunden sein. Wie in Bern sollen in der Stadt St.Gallen künftig Personen von einem Ort wegweisen werden, «wenn sie das Sicherheitsgefühl der Einwohnerinnen und Einwohner sowie der Gäste unserer Stadt nachhaltig beeinträchtigen», heisst es in der Vorlage des Stadtrats zum neuen Polizeireglement, das im September vom Gemeinderat beraten wird.

Proteste gegen den anderswo heftig umstrittenen Wegweisungsartikel gibt es vorläufig bloss hinter den Kulissen. Die neue Alternative links von der SP, die PdA, hat in einem Schreiben die Mitglieder des Gemeinderats informiert, «dass die Gefahr besteht, dass der Artikel missbräuchlich und nicht verhältnismässig angewandt wird.» Hier werde versucht, ein komplexes soziales Problem «mit sauberkeitspolitischen Massnahmen zu verdrängen», lautet die Kritik. Widerstand gegen die Wegweisungsbefugnis haben auch die Juso angekündigt. Dort wird wohl das Referendum ergriffen, sollte der Artikel im Polizeireglement bleiben.

Während in St.Gallen die Diskussion über den Wegweisungsartikel nach Berner Vorbild erst langsam anläuft, ist man in der Bundeshaupt-

stadt bereits einen Schritt weiter. Seit 1998 wurden pro Jahr rund 800 Wegweisungen ausgesprochen – vor allem rund um den Bahnhof. Doch nun ist es genug mit der Ausgrenzung von Randständigen. Die Berner Fürsorgedirektorin Therese Frösch kündigte eine Interventionsgruppe der Sozialdienste an. Deren Auftrag: Auffällige Personen sollen nicht mehr weggewiesen, sondern so beeinflusst werden, dass sie die Allgemeinheit nicht mehr stören. Die möglichen Massnahmen reichen von fürsorglichen bis repressiven Mitteln. Das kostet allerdings Geld: Auf zwei Jahre sind für den Pilotversuch knapp 800000 Franken veranschlagt.

Doch eigentlich muss man gar nicht bis nach Bern, um Alternativen zum Wegweisungsartikel zu finden. Als Reaktion auf die Petition hat die Stiftung Drogenhilfe in St.Gallen einen Runden Tisch organisiert, bei dem Gewerbe, Entsorgungsamt, VBSG, Punks, Gassenarbeit und Polizei mitreden. Die Gespräche dauern an.

Güntzel und die Kultur

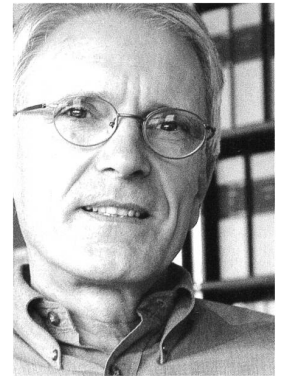
Gerechtigkeit muss sein: In der Saiten-Sommernummer waren die Kandidatinnen und Kandidaten für das St.Galler Stadtpräsidium – Elisabeth Beéry, Fredy Brunner, Franz Hagmann – eingehend befragt worden. Einer fehlte. Die SVP nominierte Karl Güntzel erst nach Redaktionsschluss. Der Kandidat hat den Fragebogen inzwischen ebenfalls beantwortet. Eine Zusammenfassung:

Einen liebsten Kulturort hat Güntzel nicht. In letzter Zeit habe er vermehrt Kleinkunst, sei es in der Kellerbühne oder auch im botanischen Garten, kennen und schätzen gelernt. Ein Lieblingsbuch gibt es ebenfalls nicht. «Nebst Sachbüchern interessieren mich Biographien verstorbener und lebender Persönlichkeiten.» Seine Kulturpolitik würde nicht gross von der von Heinz Christen abweichen: «In der Einstellung zu Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung, der verkehrsmässigen Erschliessung und zu St.Gallen als Zentrumsstadt unterscheide ich mich wesentlich stärker vom heutigen Präsidenten.»

HERR DER URNEN

von Harry Rosenbaum

Nein, einer wie George W. Bush kann nicht St.Galler Stadtpräsident werden. Nie! Davon ist der städtische Rechtskonsulent und Präsident des Stimmbüros, Reto Venanzoni, so überzeugt wie ein St.Galler Biber echt ist. Beim St.Galler Wahl- und Auszählungssystem wisse man am Schluss ganz genau, wer gewählt worden sei und wer verloren habe. Da gibt es keine Zählmaschinen, die ungenaue Löcher in Stimmzettel stanzen, oder Verwandte von Kandidatinnen und Kandidaten, die in der Lage sind, an Stimmregistern herum zu manipulieren. St.Gallen ist nicht Florida.



Im Hinblick auf die Wahlen vom 26. September ist es sehr beruhigend, dies zu wissen. An diesem Datum würde es für das Stimmbüro Arbeit geben wie noch nie, sagt der Herr der Urnen. Erstmals fänden nämlich die Wahlen in den Grossen Gemeinderat und in den Stadtrat sowie die Stadtpräsidentenwahl gleichzeitig statt. In der Vergangenheit seien diese Termine getrennt gewesen. Hinzu käme, dass am 26. September auch eidgenössische und kantonale Abstimmungen durchgeführt würden. Wer garantiert, dass es da kein «Gnusch» gibt? «Das 120köpfige Abstimmungsbüro», sagt Venanzoni. «Alle Mitglieder sind an vier Abenden über die korrekte Auswertung der Stimmzettel und die Eingabe in den Computer instruiert worden. Uns kommt entgegen, dass rund 90 Prozent briefliche Stimmabgaben sind. Wir können schon am Freitag und Samstag Vorbereitungen für das Auszählen am Sonntag treffen. Zuerst werden die Stimmzettel der eidgenössischen Vorlagen, dann jene der kantonalen, anschliessend die Wahlzettel für den Grossen Gemeinderat, den Stadtrat und am Schluss für das Amt des Stadtpräsidenten ausgezählt.»

Mit feuchter Zunge und Gummiüberzieher am Finger? Nein, das Stimmbüro hat bei den Banken abgeschaut. Beruhigend, weil die sich nur ganz selten erzählen. Die Stimmzettel werden an Banknotenzählmaschinen verfüttert. Früher sind die Automaten von der Kantonalbank ausgeliehen worden. Heute verfügt das Stimmbüro über eigene. Das Ergebnis ist astrein, zumal die Geräte vor dem Einsatz nochmals auf ihre Eichung überprüft werden. Wo liegen denn die Schwierigkeiten? «Beim absoluten Mehr, das sowohl für die Stadtrats- wie auch für die Stadtpräsidentenwahl beachtet werden muss, kann es heikel werden», sagt der Herr der Urnen. «Wenn beispielsweise zwei der Kandidierenden mit nur ein paar Stimmen Unterschied beim absoluten Mehr liegen, muss nochmals genau geprüft werden, ob alle Stimmen, aus deren Summe das absolute Mehr errechnet worden ist, auch wirklich gültige Stimmen sind.»

Wer entscheidet heikle Situationen? «Dafür haben wir einen neunköpfigen Ausschuss im Stimmbüro», sagt Venanzoni. «Seine Aufgabe ist es, in extremen Fällen, die nur ganz selten auftreten, dem Wählerwillen Nachachtung zu verschaffen.» Hat der Herr der Urnen Alpträume? «Nein», sagt Venanzoni. «Ich bin jetzt seit zwölf Jahren im Amt und weiss, wie Abstimmungen funktionieren.» Kann man einige Kilos abnehmen, bei diesem Job? - «Schön wär's. Aber ein paar Gramm werden schon weggehen, weil man in diesem Job viel läuft und viel Papier herumträgt.»



Bild: Florian Bachmann

Zum Palace hat sich Güntzel noch keine abschliessende Meinung gebildet. «Ich kann mir aber vorstellen, dass eine definitive Nutzung erst nach einer Versuchs- oder Experimentierphase festgelegt wird.» Zur Vision eines neuen kulturellen Zentrums hinter dem Bahnhof verweist er auf die bevorstehende Abstimmung über den Zukunftsfonds. Es sei ungewiss, ob die Vorlage gut geheissen werde. Die Stadt könne nicht unbeschränkt neue Angebot im kulturellen Bereich schaffen, betont Güntzel mit Verweis aufs Kugl: «Die Privatinitiative wird immer ein wichtiges Element bleiben.»

Mehr Geld für die Kultur würde es nach seiner Wahl nicht geben. «In den nächsten Jahren sehe ich, angesichts der Sparanstrengungen auf allen Ebenen, keine wesentliche Erhöhung des Kulturbudgets für unsere Stadt.» Nicht auszuschliessen sei, dass die Gelder anders eingesetzt würden. Zur künftigen Rolle des Kulturbeauftragten meint Güntzel, es brauche «einen Gestalter und keinen Verwalter». Der direkte Kontakt mit den Kunstschaffenden solle rasch und unkompliziert möglich sein. Beim Thema Alternativen zu den günstigen Wohnungen, die hinter den Geleisen wegsaniert werden, erklärt Güntzel, Geschäftsleitungsmitglied des St.Galler Hauseigentümergebietes: «Das Bereitstellen von Wohnraum gehört nicht zu den Aufgaben der öffentlichen Hand.» Die Stadt könne keinen günstigen Wohnraum schaffen, sondern ihn bloss mit Steuergeldern verbilligen «und damit den Markt verfälschen». Mietverbilligungen seien deshalb personenbezogen und nicht objektbezogen zu prüfen und zu lösen.

Wie soll es abends auf Dreiwiefern, auf dem Bahnhofplatz und beim Vadiandenkmal aussehen? Für Güntzel ist ein lebendiges Ambiente nicht gleichbedeutend «mit rücksichtsloser Selbstverwirklichung einer kleinen Minderheit zulasten der grossen Mehrheit». In St.Gallen solle man sich «nicht nur wohl, sondern auch sicher» fühlen. Dies erfordere Kontrollen und bei Uneinsichtigkeit auch Sanktionen. Dabei sei aber die Verhältnismässigkeit zu wahren.

von Andreas Kneubühler

HURRICANE.FOXTV.REAGAN.MATCH.SKYLINE.



Wir fuhren über die Williamsburg Bridge und der Mexikaner, der auf Efedrin in drei Tagen von Mexiko nach New York gefahren war, kotzte die Seite des Jeeps voll. Bob Dylan schleuderte «Hurricane» aus dem Tape Recorder, und für ein paar Minuten waren wir gute Hippies. Auf dem Rücksitz sassen ein wahnsinniger Grafiker, ein schwuler Fotograf und eine Russin, Mitte Zwanzig, die ihr Keller Dasein in Queens nur noch mit täglichem Ecstasy-Konsum durchsteht, weil ihre Grossmutter ihre Mutter auf den Strich schickt. Aber Ronald Reagan hatte ausgehaucht, und das war an diesem Tag alles, was zählte. Fox TV trauerte in Starship-Troopers-Manier mit pompöser Musik und gedachte der Helden, die für die Freiheit kämpfen in «World War 2, Afghanistan and Iraq». Eine Polizeistreife hätte das Ende unseres Aufenthalts bedeuten können, aber wir fuhren auf einer Welle des Wahnsinns über die Brücke, und diese Welle machte uns unantastbar vor Homeland-Security, Fingerabdrücken, Terrorwarnungen in der U-Bahn, und der Mexikaner kotzte und kotzte.

Die verruchten Clubs in Manhattan erweisen sich als schwierig, weil: Was ist ein Underground-Club, in dem man nicht tanzen und nicht rauchen darf? Für einen Europäer unvorstellbar, aber in der grossartigsten Stadt der Welt ist Tanzen subversiv. Der Rechtsextremist Rudy Giuliani war angetreten, um die Clubs zu zerstören, weil «Clubs sind Bäder voller Blut». Sein Nachfolger, der Milliardär Bloomberg, der sich, wenn überhaupt in der Stadt, dann in seiner bewachten Villa an der Upper East Side aufhält, führt diese Strategie weiter. Mit Erfolg: Nachtclubbesitzer schmeissen keine Brandbomben gegen die Regierung oder demonstrieren, sondern attackieren tanzende Gäste. Das Nachtleben stirbt. Bloomberg lässt sich nach Feierabend von seinen Leibwächtern raus aus der Stadt fahren in seine Villa auf dem Land, weg von dem Blut und dem Müll und dem menschlichen Abfall.

Es war der Moment, in dem die Russin ausflippte und hysterisch schrie, weil ihr Chef sich geweigert hatte, sie zu versichern. Als das Ecstasy dann begann, ihr Zahnfleisch zu zerfressen, verlor sie ihren Job, weil sie kein Geld für die Behandlung hatte und an nichts anderes mehr denken konnte als an die Schmerzen in ihrem Mund. Sie landete auf der Strasse und wieder im Keller in Queens bei Mutter und Grossmutter, und jetzt drohte sie uns sich umzubringen. Es war in diesem Moment, als ich mich fragte, wie es nur so weit hatte kommen können. Noch vor fünf Stunden hatte ich auf einer Dachterrasse gegessen in Chelsea, bei einem wandelnden Genie. Marc de Bourcy, 33, studierte in Florenz, Paris und Oxford. Inzwischen ist er Uno-Diplomat, spricht fließend sechs Sprachen und lernt zurzeit gerade Russisch, um Dostojewski und Puschkin im Original lesen zu können. Die Bekanntschaft seines Onkels zu Bruno Bischofberger und die Freundschaft zu Castor Seibel in Paris hätten ihm die Augen für Kunst geöffnet. Und so sitzt er auf der Dachterrasse eines 5000-Dollars-Lofts in Chelsea und sagt, er arbeite nur noch, um sich seinen Traum zu verwirklichen: eine eigene Galerie. Die hat er nun in seinem Wohnzimmer eröffnet: MATCH.

Zwei Tage nach der Eröffnung hatte ich ihn zufällig auf der Strasse getroffen und er hatte mich mitgeschleppt an eine Party von Nouriel Rubini, Ex-Yale-Wirtschaftsprofessor und Clinton-Berater, als Clinton noch Präsident war. Die Macht war spürbar und die Models zahlreich. Würde er mir weiter Rotweinflaschen anbieten, wenn er wüsste, dass die Wucht New Yorks alle meine journalistischen Kompetenzen platt gewalzt hatte, und dass die Hauptbeschäftigung meines Aufenthalts darin bestand, zu versuchen, nicht wahnsinnig zu werden zwischen Mexikanern, Russinnen und Amerikanern, die weit weg waren von 5000-Dollars-Dachterrassen? Wo es vor allem darum geht, die geplatzten Träume zu ertränken in Cocktails aus Speed, Kokain und all den anderen wunderbaren Sachen, die die Magic-Mans in den fünf Bezirken rund um die Uhr im Überfluss anbieten. Bevor ich mir diese Frage

beantworten konnte, hatte er mich eingeladen auf eine Fahrt durch Manhattan in seinem eigenen New Yorker Taxi, Baujahr irgendwann in den 60ern, Model Checker, «dasselbe wie De Niro in Taxi Driver».

Reagan war tot. Aus diesem Anlass hatte einer in der Lower East Side zur Party geladen und wir hatten uns Drinks in die Hemden gekippt, während Led Zeppelin und Bushwick Bill die Boxen bis an die Grenze getestet hatten, hatten geschrien und getanzt zwischen Wahnsinn und Broadway-Models in kurzen Röcken, und Thomas, der seit fünf Jahren jeden Samstag (egal ob New Yorker Sommer oder Winter) am Times Square eine «Free Palestine»-Demonstration organisiert, Thomas also hatte eine Flasche Rotwein geköpft und mit einer Israelin auf den Frieden angestossen und darauf, dass Reagan für El Salvador in der Hölle schmore.

Jetzt fuhren wir mit 60 Meilen über die Brücke, Manhattan im Rücken, raus nach Brooklyn, Bob Dylan, dieser alte Hippie, Inbegriff des anderen amerikanischen Traums, nasalte «Hurricane» aus den Boxen, und für diesen Höllenritt lang war alles möglich, und die Clubs, in denen man nicht tanzen darf, FOX TV, Bush und Konsorten und Bloomberg, die Yuppies, Mickey Mouse und die falsche Glitzerwelt, sie alle waren weit weg in diesem Moment. Und die eindruckliche Skyline zur Linken war in diesem Moment auf unserer Seite. Ausgerechnet sie gab uns Antrieb, dieses Zentrum dessen, was ganz New York überziehen würde, ginge Giulianis Masterplan auf – Times Square für alle – diese glitzernde, blinkende Fassade einer heilen Welt, die es nie gegeben hat.

Daniel Ryser, 1979, Journalist und Rapper aus Steckborn, verbrachte die letzten drei Monate in New York. Hat dort gerücheweise für die New Yorker Staatszeitung gearbeitet und ein Dub-Album eingespielt, ehe er in den Süden der Staaten aufbrach. Wird spätestens am Tag der amerikanischen Präsidentschaftswahlen seine Arbeit getan und den Rückflug angetreten haben.



36

DURCHSCHNITTSGEHGESCHWINDIGKEIT

Liebe St.Galler, so ist sie, die Welt heutzutage: kein Bestand, nichts Sichergegläubtes, alles im Wandel, im Verfall, scheinbar verloren. Doch, keine Angst, Sie sind sicher. Die frohe Kunde stammt zwar schon aus dem letzten Sommer, aber irgendwie ist sie genau hier und heute am richtigen Platz. Sie findet sich in einer psychologischen Studie, welche die Gehgeschwindigkeit der Passanten in verschiedenen Städten gemessen hat. Gehgeschwindigkeit? Leicht zu erklären: Die Wissenschaftler hatten das Gehtempo willkürlich ausgewählter Personen beobachtet und daraus eine städtische Durchschnittslaufgeschwindigkeit errechnet.

Nun, man fragt sich zu Recht, was eine leicht angestaubte Studie zur Geschwindigkeit von Fussgängern – nur ein kleiner Beleg einer temporverrückten Zeit – an guten Nachrichten enthalten mag. Doch diese Antwort ist simpel: St.Gallen wurde nicht erwähnt, und das ist schon die gute Nachricht.

Natürlich kann man spekulieren, warum dies so sei, ob schon genug andere Städte dieser Grösse untersucht sind, ob die Psychologen des Wander-Voyeurismus müde waren oder ihr Forschungsgebiet schlicht diese Gegend hier nicht umfasste. Doch diese Antworten, liebe St.Galler, sind bloss Ausreden. Ich bin mir sicher: Die Forscher haben aus voller Absicht keine Notiz von der Ostschweiz

genommen, sie haben sie bewusst ignoriert. Doch während andernorts an dieser Stelle vielleicht ein trauriges Kopfschütteln ob der Ignoranz von Psychologen fällig wäre, so kann man hier die Nichtbeachtung als Auszeichnung werten.

Ja, die heimliche Weltstadt der Flaneure liegt vor der Haustür und braucht keine Gehgeschwindigkeitsmessung, denn hier ist beim Spaziergang, Einkauf oder auf dem Weg zur Arbeit nur eine langsame, bedächtige Gehweise gesellschaftsfähig. Hier eint der gemütliche Trott Jung und Alt und lässt die sonst in ihrer Ordnung so strenge Stadt bei Sonnenschein wundersam südlich wirken.

Aus der ersten Reihe der Strassencafés ist das Phänomen am besten zu beobachten. Da sitzen die Geschäftsleute ganz ohne Termindruck in der Mittagspause und führen ihre neuen Sonnenbrillen vor. Nicht zu vergessen die Rentner, alten Dampfschiffen gleich, wenn sie majestätisch die Zebrastrifen queren. Kein Eilen, kein Hetzen, sondern eine sonderbare Gelassenheit, die sich angenehm in den Strassen und Plätzen ausbreitet. Wahrlich eine Sonntagsstimmung, jeden Tag der Woche.

Wer glaubt, hier sei eine Enklave der Ruhe im Meer der Hektik beschrieben, der lenke seine Schritte zum Bahnhof. Auch dort gewinnt man nur neue Variationen des alten Motivs:

Gemächlich schiebt sich ein steter Menschenstrom über den Vorplatz, und selbst Leute, die hinter einem Anschlusszug oder -bus her rennen sind weit und breit nicht zu sehen. Sollte doch ein Fussgänger zum Überholmanöver ansetzen, dann ist es mit Sicherheit ein Tourist auf einem kleinen Weltkulturerbe-Vorfreude-Spurt in Richtung Klostersviertel.

Ja, und wenn man nur lange genug bedächtigen Schritts durch diese Stadt streift, erkennt man, dass geschäftige Hektik und Eile zwar lebhafter wirken würden, aber auf eine ganz bestimmte Art doch sinnentleert wären. Hier, in dieser Stadt, wo Fussgänger für Schnell-Geh-Forscher uninteressant sind.

St.Gallen, du hast es besser: Lass die Welt die Götter der Postmoderne huldigen, Optimierung, Effizienz und Beschleunigung. Hier endet der ungebremste Glaube an die Wahrheit der Statistiken, die Mythen unserer Zeit, man geniesst einfach den Tag, ganz in Ruhe. Glauben Sie mir, Diogenes hätte es hier gefallen.

René Boucsein, 1983, Student, hat sich im ersten Sommer der hiesigen Langsamkeit angepasst und beschreibt jetzt in aller Ruhe das Stadtleben aus Sicht des Neuankömmlings.